

Laudatio von Nico Bleutge zur Verleihung des Literaturpreises der A und A Kulturstiftung 2022 an Birgit Kreipe am 17. Mai 2022

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

der Blick geht auf Grün, kann sich für einen Moment verhaken in grünen Strähnen, grünen Rissen, dann weiterrutschen und erneut hängen bleiben. Für seine berühmte Serie von Park-Bildern aus dem Jahr 1990 hat Gerhard Richter Photographien einer Parklandschaft angefertigt, die er anschließend abstrakt übermalt hat. Was man auf den Bildtafeln sieht, sind Farbformationen in verschiedenen Abstufungen von Grün, die aber auch deutliche Einsprengsel von Schwarz, Weiß und Gelb oder rötliche Farbspuren zeigen. Auf manchen Bildern sind Teile der darunterliegenden Landschaft noch zu erkennen. Andere sind so dicht mit Farbe bedeckt, daß die Schichten eher einem zerschlissenen Vorhang gleichen oder einem Wasserfall aus Farben.

Wenn man beginnen wollte zu deuten, was man auf den einzelnen Bildern sieht, könnte man versuchen, die Farbdetails zu beschreiben. Und die noch sichtbaren Reste des Parks ins Verhältnis zu ihnen setzen: Baumschatten, ein Stück Rasen, die Hälfte eines Wegs. Oder man könnte sich Gedanken machen über die Spannung zwischen photographierter Landschaft und abstrakter Farbmaterie – und wie mit den Begriffen „abstrakt“ und „realistisch“ hier gespielt wird.

Birgit Kreipe hat Gerhard Richters Park-Bildern einen ganzen Gedichtzyklus gewidmet. Und sie macht darin nichts von alledem. Ja, es gibt hier jede Menge Farbwörter zu entdecken: „alle nuancen von grün“, Insekten und Grashalme, die die Vorstellung „grün“ hervorrufen, eine „schwärzeste stufe von grün“ und auch „arterienrot, magnesiumweiß“ lassen sich entdecken. Sogar die Augen, denen man hier immer wieder begegnet, sind für Momente „grün, weiß“, die „sekundenaugen im laub“.

Aber diese Farbnuancen sind keine gewöhnlichen Farbbeschreibungen. Eher hat man den Eindruck, es handle sich um eine andere Sphäre der Wahrnehmung und des Denkens, in die man hier eintritt, von der man manchmal regerecht umfaßt wird, affektbesetzt, traumähnlich, mit Schlieren, in denen plötzlich Ängste und

traumatische Erinnerungen aufscheinen, Kindheitsbilder und, ja, auch Reste einer Hoffnung auf so etwas wie Glück. Als befinde man sich im Kopf, im Körper eines anderen Wesens, angedockt an die Sinnesorgane, den Gedanken und Empfindungen und Imaginationen anvertraut und gleichzeitig ausgesetzt und immer wieder nah an der Grenze zur Auflösung.

Und tatsächlich gibt es auch eine Figur, die durch diese Park-Gedichte geht – oder genauer: huscht und weht und gleitet. Eine „sie“, die gleich im ersten Vers des Zyklus genannt wird, dann mal als „baumgeist“ auftaucht, mal als „königin des parks“. Und man rutscht – lesend, hörend – nah heran an ihre Perspektive. Zugleich gibt es ein „man“ und ein „ich“, die sprechen und „sie“ beobachten, und ein „wir“, das „sie“ ein paar Zeilen lang in eine labile Gemeinsamkeit holt. Aber vielleicht ist „sie“ immer auch das „ich“, oder Nuancen davon, wie Facetten von Licht, durch ein Prisma gebrochen.

Mehrfach ist von einem „zweiten park“ die Rede, einem „zweiten park, den man nicht sieht“. Und doch hat man beim Lesen das Gefühl, diese Welt der Gedichte habe direkt etwas mit Gerhard Richters Bildern zu tun, als würde der „zweite park“ aus den Bildern herausfließen, eine Art weltliche, immer wieder stockende Emanation. Nicht von ungefähr heißt es in wundersamer Verdrehung einmal „der park selbst / träumt diesen ort.“

So, wie Birgit Kreipe hier den Park selbst seinen Ort träumen läßt, verwandelt sie in ihren Gedichten die vermeintliche Oberfläche ein ums andere Mal, die Bildoberfläche genauso wie die Oberfläche der Wahrnehmung. Sie wird durchlässig und fängt an zu flimmern, die unbewußten, vorbewußten, verdrängten Anteile entfalten ihre Kraft. Bewegungen und Verwandlungen unterhalb der Bewußtseinsschwelle. Landschaften, die zu psychischen Landschaften werden. Umgekehrt bringen Erinnerungen, Ängste, Projektionen und verwischte Gedanken so etwas wie sprachliche Punkte, Linien und Farbstrahlen hervor, Figurationen aus Rhythmus und Klang, die ihrerseits auf eine Landschaft verweisen, eine andere Art von Landschaft, einen umgestülpten Park der Leere mit „schotterrand“ zum Beispiel, in dem es „nichtvögel“ und „scheinstörche“ gibt.

Dabei fällt auf, daß Birgit Kreipe das Auflösen der Oberflächen immer wieder in eine ganz eigene Wassermetaphorik einlagert. „wie wasser stürzt es durch den blick“, heißt es einmal. Springbrunnen und Wasserschleier filtern die Sicht. Und eine Traube „fingerhutroter flussgeister“ wischt durch die Verse. So entstehen Metamorphosen des Fließens, die mich an jenen „Wasserfall aus Bildern“ erinnern, den Inger Christensen einmal in ihrem „Brief im April“ beschwört. Es ist die Eröffnungssequenz dieses Langgedichts, die Sprecherin erreicht mit ihrem Sohn gerade einen neuen Lebensort: „Früh eines morgens kommen wir an, / fast ehe wir wach sind. / Die luft ist blaß und etwas kühl, / und sie kräuselt sich leicht auf der haut / wie ein häutchen aus feuchte.“ Dann denken beide kurz über ein Spinnennetz nach, bevor sie das Haus erreichen, in dem sie die nächsten Monate verbringen werden. Und es fällt, relativ unvermittelt, der erwähnte Satz, eine Frage eigentlich eher: „Ist dieser wasserfall / aus bildern / wirklich ein haus“.

In einem kleinen Essay hat Christensen erzählt, aus welchem Zusammenhang der Satz ursprünglich kommt. Es ist ihr sechsjähriger Sohn, der diese Bemerkung macht. In einer Fernsehsendung über indische Architektur sieht er Bilder des Schiwa-Tempels in Maduräi. Einer riesigen Anlage mit mehreren Türmen, deren Außenseiten dicht bedeckt, sogar regelrecht übersät sind mit Figuren von Menschen und Göttern in unterschiedlichsten Szenen. Und er fragt: „Ist dieser Wasserfall aus Bildern wirklich ein Haus?“ Und Christensen kommentiert: „Ja, das ist er. Man muß nur einen Wasserfall erlebt haben. Oder wissen, was das ist. Wissen, daß es etwas gibt, das Bilder heißt. Und man muß Bilder sehen können als einen beweglichen Strom in Gegensatz zu dem Festen, das man bis dahin unter einem Haus verstanden hat. Und den Bilderstrom von einem Haus, das dasjenige des Bewußtseins ist, kann man ruhig sowohl Bienenkorb als auch Lerchengesang als auch Kranichtanz nennen.“

Birgit Kreipe weiß, daß es etwas gibt, das Bilder heißt. Sie kennt den Bilderstrom von einem Haus, das man Bewußtsein nennt. Und ganz bestimmt kennt sie auch den Kranichtanz. Jedenfalls sind die Nichtvögel in ihren Park-Gedichten „kranichfein“. Andernorts flimmert die Seele zart wie ein „origamikranich“. Und in einem noch früheren Gedicht, zur Figur der Ophelia, versetzt sie sich in die Unterwasserwahrnehmung der Ertrinkenden. Nicht der Überlebenskampf allein kommt hier ins Bild, sondern das Gedicht imaginiert die Veränderungen des Bewußtseins, die Ophelia erfährt: „erster

schluck unter wasser / verwandelt dich in einen kranich / in luftbläschen, einen bunten fisch“. Und nicht nur Kraniche gibt es, auch Bienen, Bienenkorb und ein Spinnennetz und „spinnenförmige risse“. Und eine Wasserspinne, die eilig hinter den Schleier eines Springbrunnens krabbelt.

In ihrem Schreiben geht es Birgit Kreipe nicht um eine bloße Wirklichkeitswiedergabe, sondern um „abstrakte Schilderungen der Beweglichkeit selbst, die die Wirklichkeit durchströmt“, so noch einmal Inger Christensen. Aber Birgit Kreipe dreht die Spirale eine Windung weiter. Die Beweglichkeit dessen, was man so leichthin „Wirklichkeit“ nennt, hängt bei ihr elementar an der Beweglichkeit des Bewußtseins. An seiner assoziativen Kraft, seinen blitzschnellen Wechseln, dem Changieren und Sich-Überlagern von Denk-, Fühl-, Wahrnehmungsmomenten, aber auch dem Einfärben seelischer Bewegungen, dem Durchscheinen und Akutwerden von Mustern aus der Kindheit, den Verschiebungen all dessen, was unterhalb oder vor der Schwelle der bewußten Wahrnehmung und des bewußten Denkens liegt.

Wie könnte ihr Haus aus Bildern aussehen? Ich stelle mir vor, man kommt eines Morgens früh an, fast ehe man wach ist. Die Luft ist blaß und etwas kühl. Sie kräuselt sich leicht auf der Haut. Und dann taucht das Haus auf – und verändert gleich die Zeitform:

„eines tages bebte das haus.
lebte, ein wesen, ein meer.
die wände zerbrachen
verbrannten wie zigarettenpapier
klappten anderswo wieder hoch
hatten risse, versanken.

das haus war jeden tag anders:
labyrinth beweglicher korridore
es atmete mit meiner stimme
die fenster zeigten schäden: wellen.“

Ein Haus wie ein Wesen, das bebt und lebt. Ein Haus, das jeden Tag anders ist: mal Meer, mal bewegliches Labyrinth, mal klein wie eine Schuhschachtel mit spinnenförmigen Rissen, mal „eine handvoll origamipapier“. Wie im Schiwa-Tempel liegen dort Schätze: „antilopenhände, ein kind / dem die schultern zusammen wuchsen / schwarze bälle, perlmutter.“ Ist dieser Wasserfall aus Bildern wirklich ein Haus? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Denn schon verwandelt sich das Haus erneut, wird ein „schwarm / brennender vögel“ und fliegt davon.

Fliegt davon wie unsere Vorstellung von Bildern. Man muß nur einen Wasserfall erlebt haben. Birgit Kreipe geht noch hinter diese Bilder zurück, man spürt in ihren Gedichten das Wissen darum, daß auch Bilder Verfestigungen sind oder jedenfalls sein können. So werden die Bilder immer wieder in Bewegung gebracht, aufgelöst oder im Übergang von einem in das andere fühlbar gemacht. Und auch, daß ein Bild hier, gerade jetzt, zustandekommt, wird mitreflektiert, und sei es in einem Wechsel der Klangfarbe oder in einem rhythmischen Schlenker.

Die Beweglichkeit der vermeintlichen „Wirklichkeit“, noch einmal, hängt hier an der Beweglichkeit des Bewußtseins. Und dieses Bewußtsein mit seinen unterschiedlichen Vermögen und die Vorgänge des Bewußtseins werden in den Gedichten selbst immer wieder aufgenommen und ihrerseits in ganz eigene Bilder, Bildmomente verwandelt. Die Ohren etwa können „schwache empfänger“ sein „unter durchsichtigen radioteleskopen“ spüren sie „frequenzen nach / auf denen gefühle sich wandeln // in einem gehirnmeer, über-kopf-meer. / schlafloses rotes organ, das schaukelt, schwebt“. Wieder das Meer also. Hier als Gehirnmeer. Ein paar Seiten vorher ist es das Bewußtseinsmeer und noch halb marin, die Ohren sind „ohrenquallen“, die sich aufrichten und lauschen „in ihrem schlecht leitenden medium“. Und auch die Augen kommen in die Sprache, „austrocknende, blinzelnde augen“ allerdings, „an einem entzündeten lidrand“. Durch dieses dauernde Mitreflektieren der Wahrnehmungsorgane und Denkvorgänge wird eine mögliche Verfestigung der Bilder immer schon unterlaufen.

Zugleich ist das Sprechen selbst ein Thema, die Schwingungen der Sprachzeichen, wenn die Einbildungskraft der Dichterin aktiviert wird und das Gedicht entsteht. Und die Bewegungen des Gedichts werden aufgefächert: „strömung“, „flattern“,

„langsames fließen“, „fäden, / die einander kreuzen“, aber auch Fragmente: „lose fetzen *ich*“, „lose fetzen *du*“. Wechsel von f-Lauten, l-Lauten, dem a und dem s: „abstoßen“, „stauen“, „abflachen“, „suchen“. Die Zeit des Gedichts? Sie liegt jenseits aller Vorstellungen eines linearen Ablaufs. Eher ist sie gleitend wie die Medusen, die einmal in den Versen sichtbar werden: Sie „schweben, / ziehen lange bildschweife hinter sich her“. Oder sie, die Zeit, löst sich unter dem Einfluß der inneren Gezeiten auf: „wellen zerreiben abfolgen von momenten“. Ähnlich der Ort des Gedichts, was könnte er sein? „ein sich dehnender raum voller wellen“ oder eher „chaotische wellen im kopf“? Die Frage bleibt offen. Und dann zieht der „meersinn“ seine ganze Strömungskraft zusammen und schafft eine kleine Meereseiphanie:

schaumkronen, die sich rasch
wandeln

bin voller empfindlicher
wellen; das bekannte und
das ferne
haben den gleichen puls

im atem wohnt ein kitzel, der zellen, salzkristalle
aufleuchten lässt

Doch wo könnte das Reservoir dieser Erfahrungen sein? All diese Bewegungen und Bildverwandlungen sind ja kein poetischer Selbstzweck. Es ist – auch – eine Weltwahrnehmung, die an jene der Kindheit erinnert. Die Kindheit als das, was immer wieder als Haus beschrieben worden ist. Die „Geborgenheit“ der Kindheit, die „zarte Erinnerung“ an sie, die berühmte „Heimat, die uns in die Kindheit scheint“. Der Ort, die Zeit, da die „blauen Luftschiffe aufsteigen / wie soda“, wie es in einem Gedicht heißt, die „jahre des zusammenhalts“, das Haus tatsächlich ein „zuhaus!“.

Aber so, wie die blauen Luftschiffe sprudelnd aufsteigen und als Luftbläschen zerplatzen, gibt es auch die andere Seite der Kindheit. Kindheit als die Zeit, in der im

Wortsinn verstörende Denkmuster gesetzt werden, Verletzungen, Traumatisierungen stattfinden können, die das ganze weitere Leben bestimmen, die Art des Denkens, des Fühlens, verschattete Vorannahmen einschreiben, Ängste, depressive Strukturen, Psychosen. Glücklich, wer harmonisch und geliebt aufwächst, wie der kleine Junge aus Inger Christensens Gedicht. Andere, viele, erfahren Gewalt, werden ins Kinderheim abgeschoben. Versehrte wie – sehr wahrscheinlich – die „sie“ aus den Park-Gedichten, die Königin des Parks. Birgit Kreipe hat diesen versehrten Kindern ganze Zyklen gewidmet und ihre Weltwahrnehmung und ihre zerstückte Erinnerung zum Impulsgeber der Gedichte gemacht. Eine größere Hommage und ein größerer Rettungsversuch dieser Welt lassen sich kaum denken.

Nicht nur, weil die Erinnerung alle Bilder verdoppelt, sondern weil die Kindheit immer mehrfach aufgeladen ist, Landschaft mit Luftschiffen und „landschaft mit angst“, tauchen die Dinge (und mit ihnen – oder als sie – bestimmte Wörter) in einem der Erinnerungsgedichte doppelt auf. Verschränken sich in ihrer Widersprüchlichkeit zu einer leuchtend-dunklen Bewegung:

linse, nach innen gestülpt. eingetrübt, fleckig.

alles sehe ich doppelt. zeitkrank, gehe ich

zum haus. zum haus. die mauern; mauern.

in den tapeten leuchten alte tapeten und holztrümmer

fügen sich zu parkett. wo kommt die orange lampe her?

man warf nichts weg. waren das fliesen? sehr flache

fische, tauchen sie auf, wieder ab, wo mal die küche war

jetzt magazin für bienen, überkrustete einweck-

gläser und sie. ihre schritte. barfuß, kariertes rock.

das gesicht unkenntlich. wie von libellen

ihr flügel paar, festgeklebt an der wand.

Da sind sie wieder, das Haus, die Bienen und andere Insekten. Spricht in diesem Gedicht wirklich ein bestimmtes „ich“, oder hört man nicht auch die Stimme der Königin des Parks mitklingen? Oder das Kind aus jenem früheren Gedicht, dem die Schultern zusammenwuchsen, weshalb nun Platz für ein Flügelpaar da ist? Das Gesicht der „sie“ jedenfalls, die nach der Hälfte des Gedichts auftaucht, ist „unkenntlich“, Leerstelle, in die sich zahllose andere Gesichter einsetzen lassen. Kindergesichter etwa. Aber auch die Gesichter der vielen Figuren, die durch Birgit Kreipes Gedichte geistern: eine kleine Mondsüchtige etwa, der Mann, der Wetter machen konnte im Sommer, oder die Frau mit den Kuckuckshänden. Dazu Märchenfiguren mit ihren Märchengedanken, Schneewittchen, Frau Holle, Dornröschen, Aschenputtel, die Schneekönigin oder eine mir seltsam bekannt vorkommende „Hexe K.“, über die es heißt: „hier wohnt frau kreipe (...) / eine hexe, träume an den zähnen / so warm wie zungen und blut“.

Bei alledem verlieren sich die Gedichte nie in der Vorstellung eines zeitlosen Märchenreichs. Vielmehr holen sie die Schwingungen der Zeit in die Schwingungen ihrer Verse. Wenn hier die Gegenwart ins Bild kommt, dann kommt sie zugleich in die Sprache, die ihre Färbung wechselt und hart werden kann. Italien im Jahr 2015 zum Beispiel. In Rom versteppen Gedanken, man sieht eine „nervöse villa“, und unter der Kirche San Clemente ist ein „knochenweißer tempel“, und darunter ein Haus – und darunter vielleicht die Hölle. Capri ist hier nicht nur die Erinnerung an „blau, blau“, sondern auch an Rauch, von dem die Sprecherin nicht weiß, ob es sich um herbstlichen Dunst handelt oder um „brennenden müll“. Aber es muß gar kein direkter Ortsbezug sein, fast intensiver noch wirken eingesenkte Störungen und Reißlinien nach, als atmosphärische Fäden, die auch die Park-Gedichte durchziehen. Aus dem „brennenden müll“ wird dort ein „allerorts brennender mai“. Und „glutnester“ glimmen in den Versen auf.

Brigit Kreipes Gedichte sammeln die Brüche der Moderne und lassen zugleich die Nervosität der unmittelbaren Gegenwart anklingen und, vielleicht am stärksten, die Verwundungen der Psyche. Confessional Poetry, wie es einmal heißt? Auf jeden Fall Park-Poetry, die sich von der „sprudelnd grünen“ Landschaft der frühen Gedichte über das „herunterstürzende grün“ des Meeres bis in Gerhard Richters ekstatische Grünschilderungen zieht. Und die uns, die Lesenden und Hörenden, in ihren

hypnotischen Rhythmus zieht. Für diese Park-Wirklichkeit, für diesen Wirklichkeits-Park, für all ihre parkgleichen Verse erhält Birgit Kreipe heute den Literaturpreis der A und A Kulturstiftung. Ich gratuliere von Herzen, liebe Birgit Kreipe!

Veröffentlicht unter der Lizenz Creative Commons Attribution 4.0 International.